# Der Spreewald im Herbst.

Die Sehnsucht nach einem Stück unverfälschter Natur war wieder einmal in uns wach geworden. Wir wollten ein Stückchen schöner Erde sehen, das trotz seiner Vorzüge noch nicht zur ausschließlichen „Kulisse" für Sommerwirtschaften und Industrieinteressen geworden war. So beschlossen wir denn, in den Spreewald zu fahren.

Der Zug hat uns nach Lübbenau gebracht, wo wir den Schienenweg mit der Wasserstraße vertauschen. Da wir bemüht sind, alles durch die rosigste Brille zu betrachten, stellen wir zunächst fest, daß unser Fährmann wie ein italienischer Gondelführer aussieht. Jedenfalls steht er seinen Kollegen im Süden weder an

Kanal mit Erlen.

Geschicklichkeit der sehnigen Glieder noch an Zungenfertigkeit nach. Man sieht ihm nicht an, daß sein ganzes Frühstück aus dickem Mehlbrei oder Kartoffelklößen besteht, die er in heißes Leinöl taucht. Ein Stück Brot mit Käsequark muß ihm oft bis Mittag genügen und abends labt er sich an schlichtem Hirsebrei. Bei solcher Lebensweise und dem „einnehmenden" Wesen, das ihn „adelt", müßte er Reichtümer sammeln. Den Boden unseres flachen Kahnes hat er vorsorglich mit einer dichten Lage Stroh bedeckt, auf daß die Feuchtigkeit des Holzes unserer Gesundheit nicht schade. Die niedrigen Querbänke, auf denen wir Platz nehmen, sind mit weichen Wolldecken überzogen. Denn „sechs Stunden wird's halt dauern," meint der Fährmann, der am hinteren Ende des Bootes stehend das lange Stoßruder führt. Im allgemeinen ist der Wende wortkarg und scheu, zum wenigsten dem Fremden gegenüber. Ein Volksbewußtsein, das sich in einem nahezu religiösen Kultus der Muttersprache kundgibt, steht als letztes Hindernis dem allgemeinen Ausgleich der modernen Kultur gegenüber. Dabei haben wir es in den heutigen Bewohnern des Spreewaldes offenbar mit den Nachkommen jener deutschen Kolonisten zu tun, die durch Friedrich den Großen nach dem siebenjährigen Kriege hier angesiedelt wurden, und die dann später ganz im Wendentume aufgegangen sind. Nun zeigt die Entwicklung den umgekehrten Weg: Das Wendentum verliert allmählich seine Kraft und muß

Ein Bauerngehöft zur Zeit der Kürbisernte.

dem Ansturm neuer Zeit unterliegen.

Aber es wird noch ein Weilchen dauern, obgleich ein oberflächlicher Blick glauben machen könnte, daß es kein bewußtes Wendentum mehr gebe. Natürlich haben sich die ältesten Traditionen des Volkes nur in den entlegenen Teilen der Niederlausitz sichern können. Was hätte es dem Spreewälder auch genützt, sich einer Macht entgegenzustemmen, die doch einmal die stärkere bleiben muß. Krugwirte und Krämer waren die ersten, wenn auch nicht immer die festen Pioniere des Deutschtums, die das Wassernetz des Spreewaldes befahren. Dann griff die Schule seine Rechte an. Der Bursche kam zum deutschen Militär. Die Post sprach deutsch, deutsch sprach auch das Gericht. Deutsche Bildwerke und andere Waren buhlten um die Gunst der Wenden. In den nahen Städten winkten hohe Arbeitslöhne und bessere Kost. Auch List und Laster streckten ihre Arme aus. Da fiel gar manche Blüte, manche gute Frucht. Der Kern jedoch hält stand. Mag das Orchestrion auch die neuesten Berliner Gassenhauer in das Gasthaus tragen, in trauter Kammer singt die Mutter ihrem Säugling auch heute noch die melancholischen Weisen, die schon der Urahn seinem „schozko" sang . . . Der Spreewälder ist nie zugänglicher, als wenn der Fremde ihn durch ein paar wendische Worte beglückt. Der Geschäftsmann, der des Wendischen kundig ist, macht die allerbesten Geschäfte, nicht wegen der besseren Verständigung, sondern weil er das größere Vertrauen genießt. Unser Dienstmädchen, eine echte Spreewäldlerin, ist geradezu stolz darauf, meinen Kleinen ein paar wendische Redensarten beigebracht zu haben, und wer sich einmal recht deutlich davon überzeugen will, daß das Wendische noch nicht tot ist, der braucht nur über den Wochenmarkt in Kottbus zu gehen. Da wird er beobachten, wie die Spreewäldler, die hier zu hunderten Butter und Eier, Obst und Gemüse, Geflügel, Brot und geflochtene Körbe feilbieten, unter sich nur in wendischer Sprache verkehren.

Geräuschlos gleitet unser Kahn. Kein Haus ringsum. Nur eine Mühle singt das Lied vom Brot. Weiße Winden, roter Ziest und blaue Vergißmeinnicht lugen aus dem üppigen Grün der Ufer hervor. Dort drängen schwere Kürbisse und armesdicke Gurken sich lechzend zum Wasser. Jetzt tauchen kleine Blockhäuser vor uns auf, rohgezimmerte, strohbedachte Holzbauten mit schmucken Fenstern, um die sich vereinzelt die Weinrebe rankt. Wir sind in Lehde, einem kleinen Lagunendorf, dem der Volksmund — oder war es ein geschäftskluger Wirt? — den Namen Spreewald-Venedig gegeben hat. So sinnlos derartige Vergleiche auch sind — sie bürgern sich ein und werden zum willkommenen Aushängeschild.

Der Verkehr zwischen den Häusern ist ganz auf die Wasserkanäle beschränkt. Mit dem Kahne wird das Vieh zur Weide gebracht und die Ernte eingeholt. Der Postbote befördert Pakete und Briefe, der Nachbar macht seine Besuche im Kahn. Die Kinder fahren zur Schule, die Guten und Bösen zur Kirche. Der Jäger durchstreift sein Gebiet im Boot, und selbst Gevatter Tod holt seine Beute auf schwarzen Kähnen heim. Man denkt an Charon und den Styx . . . und staunt den Ueberlieferungen alter Zeiten nach.

Mythos und Poesie eines fremden Volkes erfassen, heißt dem Herzen dieses Volkes näherkommen. So lernen wir seine Freuden und Leiden verstehen und Anteil nehmen an der Größe und Tiefe seines Geschickes.

An den Sonntagen wimmelt es auf den Wasserstraßen von jung und alt. In langer Kette ziehen dann die vollen Kähne einher; Berlin, Leipzig und Dresden ergänzen die Liste der Spreewaldturisten aus der Mark. Scherzworte fliegen herüber und hinüber, und nicht selten bringen fremde Sprachen an unser Ohr. Unser Fährmann will alle Nationen der Erde gefahren haben, „nur keine Menschenfresser", fügt er nach kurzer Pause hinzu. Beim „Fröhlichen Hecht", dem einzigen Gasthaus des Ortes, wird angelegt. Wir werfen einen Blick in den wendischen Saal und das „Kunstmuseum", dessen Wände mit Oelbildern und Aquarellen, Kreideskizzen und Photographien bedeckt sind. Denn Lehde ist ein Lieblingsziel unserer Maler; auch Olbrich und Röchling — um ein paar der bekanntesten Maler zu nennen — sind oft und gern im Sommer hier zu Gast.

Hinter Lehde tritt der Wald zurück. Heuschober stehen auf moorigen Feldern, durch einen Unterbau von Holz gestützt, damit das Stroh bei den Ueberschwemmungen im

Frühjahr nicht verdirbt. Denn es muß reichen, bis der Winter vorbei ist. Auch hier regiert der Geist der Einsamkeit. Nur scheue Krähen flattern träge auf, wenn ein Schuß aus der Ferne herüberhallt. Nach einer halben Stunde lenkt der Kahn abermals zum Ufer. Eichen und Erlen beschatten ein stolzes Schweizerhaus, die „Wotschofska". Hier, wie im „Fröhlichen Hecht", fragen hübsche Spreewäldlerinnen nach unseren Wünschen. Wir bewundern die bunten Trachten, die sie mehr mit Würde als mit Anmut tragen. Der Mode, die morgen verschmäht, was sie heute bewundert, hat sich die Wendin noch nicht unterworfen. Sie hält an der Kleidung fest, wie an den Sitten und Gebräuchen alter Zeit.

Nur in Burg gewinnt man leicht den Eindruck berechnender Mache. Zum mindesten wirkt der sonntägliche Aufzug der Kirchgänger wie ein theatralischer Effekt. Im Sommer kommen die Frauen und Mädchen, die ihre Eitelkeit und Putzsucht nie verleugnen, barfuß bis in die Nähe des Gotteshauses. Hier erst legen sie Strümpfe und Schuhe an, um im feierlichen Zuge den Kirchgang anzutreten. Noch bunter wird das Bild im Winter. Dann begegnen uns auf den beschneiten Eisdecken der unzähligen Wasserläufe die Burschen und Mädel in fröhlicher Jagd. Die grellfarbigen Gewänder der Frauen und Mädchen leuchten über dem weißen Grund. Gebannt folgt unser Blick den geschmeidigen Gestalten in den bauschigen Faltenröcken, hohen Schnürschuhen oder Männerstiefeln. Es ist ein Bild der Zähigkeit und Kraft.

Burg ist noch immer der Knotenpunkt wendischen Lebens. Selbst die Spinnstuben haben sich hier bis auf den heutigen Tag erhalten, und der Tanz steht an der Spitze aller Daseinsfreuden. Wie alle deutschen Bauern können auch die Bewohner des Spreewaldes ausgezeichnet tanzen. Da ist nichts, das an die Steifheit der Tanzstunde erinnert, hier herrscht der Rhythmus und die Harmonie. Selbst die Franzosen priesen, solange sie noch nicht durch den Krieg zu dem blöden Standpunkt gelangt waren, alles Deutsche zu schmähen und zu verachten, die Tanzkunst der deutschen Bauern, und Alfred de Musset, der sie im Schwarzwald kennen gelernt hatte, behauptete, daß die französischen Marquisen von den deutschen Bauernmädchen das Tanzen lernen könnten. Wir lassen uns diese Uebertreibung gern gefallen, denn schließlich tanzen die Franzosen nicht besser, sondern nur anders als wir. Der eigentlich deutsche Tanz ist der Tanz zu zweien, wie er im Walzer seine beliebteste Form erreicht. Der französische Tanz ist mehr gesellschaftlicher Art, wie die Quadrille, die Française und die Polonäse beweisen, und es versteht sich von selbst, daß diese Tänze von den französischen Paysans auf ihren Kirchweihfesten natürlicher getanzt werden, als von dem Ballettkorps der Berliner Hofoper, oder gar von deutschen Fürsten und Prinzessinnen. Aus dem gleichen Grunde bleibt eben der deutsche Walzer der gallischen Nation etwas Fremdes, Angelerntes. Und wenn sich unsere Deutschen bei der Quadrille oder der Française zuweilen wie Holzfiguren oder Bleisoldaten ausnehmen, so wird es der Franzose nie lernen, wie ein rechter deutscher Bauernbursche auf den Boden zu stampfen und sein Mädel in die Luft zu heben, ohne daß er dabei auch nur einmal aus dem Takte käme. Also seien wir heiter, seien wir froh! Auch die Alten! Trotz Podagra und Hexenschuß! Ein fröhliches Herz bleibt doch immer der schönste Gewinn. In manchen Ortschaften weiß man den Tänzen durch besondere Bewegungen und begleitende Lieder einen eigentümlichen Reiz zu verleihen. So singt man z. B. beim Polka, indem man sich dreimal heftig aneinanderpreßt: „Wurst in den Tiegel, Wurst in den Tiegel, Fleisch in den Topp! Mir ein Stückchen, dir ein Stückchen. Das war grob!" . . . Oder: „Dreh mich vor dem Spielmann, mein Herzallerliebster. Deutsch tanz ich so gerne, doch wendisch viel lieber!"

Wir sind aus dem Wehrkanal in die Zerre eingebogen und damit aus dem Lübbenauer Bürgerwald in den Königlichen Forst gelangt. Die Riesen des Wassers rücken wieder näher an das Wasser heran, um sich schließlich wie die himmelanstrebenden Pfeiler eines gotischen Domes über unseren Häuptern zu vereinen. Hier ist man eins mit seinem Gott Natur, wie ja auch die alten Wenden ihre Götter Belbog und Czernybog in der Stille des Waldes verehrten.

An der Kannomühle, wo wir mit Hilfe einer primitiven Holzschleuse ein Meter höher über den Meeresspiegel gehoben werden, erzählt der Fährmann uns eine finstere Mordgeschichte. Von Wisianska, der schönen Magd und ihrem Herzeleid. Von der Eifersucht ihres Liebsten, der die Treulose mit dem Gutsherrn überraschte und den Räuber seiner Ehre mit dem — Misthaken erschlug. Welch „mystische" Symbolik! sage ich. Das macht den Fährmann für ein halbes Stündchen still. Unterdessen haben wir die große Mutnitza verlassen. Der Kahn ist auf Rollen über einen schmalen Damm gezogen worden. Durch die „Leipsche Grobla" und den „Burgschen Kanal" lenkt er nach Lehde zurück. Im „Hecht" geht's wieder fröhlich zu. Aus dem Saale bringen die Klänge eines Orchestrions, und schon schleifen drei, vier Paare einen lustigen „Rheinländer". Drüben aus der Mädchenstube aber klingt die melancholische Weise eines Liedes, das uns beweist, wie die Sage von Hero und Leander auch im Spreewald weiter lebt.

Schloß Lübbenau grüßt wieder durch das Grün; wir steigen aus. Das Spreewald-Museum des Städtchens schenken wir uns. Wo so viel Zeugen lebendigen Volkstums reden, kann totes Sammelwerk uns nichts mehr sagen.

---

Eine recht possierliche Geschichte ereignete sich in Marinette, Wis., als Frau E. D. Fitzpatrick zu später Abendstunde ihr Schlafgemach betrat und zwei Feuerballen unter dem Bette hervorglühten. So, dachte sie, leuchten doch keine menschlichen Augen! Die auf das Hilferufen der erschreckten Frau herbeigeeilten Verwandten konstatierten nach einer vorgenommenen Untersuchung, daß das Schreckensobjekt ein unschuldiges Stinktätzchen gewesen. Professor Bullock von der Stephenson-Hochschule zeigte sich der Situation gewachsen, indem er, ohne die Zornesader des Tieres zum Platzen zu bringen, das offenbar „verbiesterte" Geschöpf dingfest und aktionsunfähig machte.

# Bilder von Curassao.

Merkwürdige holländische Welt in tropischer Region. — [illegible]

In ruhigen Zeiten hört man von dem kleinen holländisch-amerikanischen Kolonial-Reich Curassao, nicht ganz 50 Meilen von der Küste Venezuelas im Caraibischen Meere nicht übermäßig viel — es müßte denn durch den Pomeranzen-Likör von Curassao sein, welcher in der ganzen Welt berühmt geworden ist

Zwei kneipende „Mynheers".

und nicht etwa, wie die famosen „Helgoländer Felstropfen", irgendwo auf dem Festlande für den Handel der Insel fabriziert wurde, sondern einschließlich des Zeichens der Pomeranzen-Bäume ein ureigenes Produkt von Curassao selbst ist.

Geht aber in der Nachbarschaft, namentlich in Venezuela, wieder irgend eine Revoluzzerei los, so wird Curassao und namentlich die Hauptstadt Willemstad sehr viel genannt. Denn die „Pfeffersäcke" und ihre Reeder hier machen ein schwunghaftes Geschäft daraus, Revoluzzern, welche zahlungsfähig sind, durch Lieferung von Vorräten und Waffen oder durch die Beförderung ganzer Flibustier-Parteien Vorschub zu leisten. Auch kommen zu solchen Zeiten die meisten sensationellen Lügen-Nachrichten über den Gang der Revolution aus Willemstad, das in dieser Beziehung noch unser Tampa und Key West (zu Zeiten kubanischer Wirren) in den Schatten stellt.

Ja, die „Mynherrs" und die schwarzen und weißen Schiffsleute von Curassao halten die Revoluzzerei-Industrie für sehr ehrenwert — mindestens so ehrenwert wie anderwärts die Seeräuberei viele Generationen hindurch angesehen wurde — und erblicken darin einen riesigen Fortschritt gegenüber den Zeiten der Seeräuberei und des ordinärsten Schmuggels; sie sind denn auch höchlich entrüstet darüber, wenn eine bedrohte Regierung ihnen in die Suppe zu spucken sucht, wie seiner Zeit die Castrosche Regierung von Venezuela getan.

Wer weiß, wie oft sich Aehnliches noch wiederholt? So lange es wacklige sind oder mittelamerikanische Erdbeben-Republiken gibt, blüht der Weizen dieser Industrie doch immer gelegentlich wieder.

* * *

Aber sehen wir uns Curassao auch von anderer Seite an, von der Seite, von welcher es der Ozean-Passagier zunächst zu sehen bekommt.

Seiner Lage nach müßte Curassao eine sehr üppig spendende tropische Natur haben, das saftigste Grün allenthalben und die Luft von den balsamischsten Düften er-

Der Kamerad.

füllt. Aber nichts da! Als eine öde, dürre Oase steigt die Haupt-Insel aus dem unabsehbaren saphirblauen Ozean empor. Sie schimmert in der Morgensonne in so bewegten Farben wie ein Opal; aber Grünes ist an diesem Schimmer nicht. Beim Näherkommen bemerken wir jedoch kleine grau-grüne Flecke; das sind die mit vielem Fleiß und mit Zuhilfenahme importierten Erdreichs gepflanzten Haine von Bitterpomeranzen-Bäumen! Nicht weit von dem Gestade steigt ein langer Kamm zackigen vulkanischen Felsgesteines auf. Die Luft ist heiß genug für irgend einen gewöhnlichen nördlichen Tummelplatz. Wer hier ein Natur-Paradies zu finden erwartet hatte, ist sehr enttäuscht.

Aber wer in den Hafen herein kommt, der kann es sehr wohl begreifen, daß Curassao seiner Zeit ein Paradies für Seeräuber wurde! Denn der Hafen ist das eine, großartige Geschenk, das ihm die Natur gemacht hat; er ist einer der größten und edelsten der Welt. Großbritannien könnte seine Flotte verdoppeln und dieselbe noch immer bequem in dieser weiten, felsverschlossenen Lagune unterbringen. Und was in jenen wilden Zeiten von besonderer Wichtigkeit war: Der Eingang des Hafens ist nur ein enger „Flaschenhals" und mußte selbst bei Aufbietung der geringsten Verteidigungsmittel uneinnehmbar sein.

Dazu kommt, daß schon die ganze zerklüftete Küste des Eilandes mit ihren Brandungen und Wirbeln über den vulkanischen Felsen einen vorzüglichen, natürlichen Schutz gegen jeden Versuch einer feindlichen Landung bietet.

Zwei Ponton-Brücken über den Hafen-Eingang verbinden die beiden Hälften von Willemstad, der einzigen Stadt von Curassao. Das soll eine Stadt der üppigen, trägen Tropenwelt sein? Wenn nicht der tiefblaue Himmel und die eingeborenen pechschwarzen „Holländer" wären, welche mit einem Gemisch vieler Sprachen und Dialekte die Luft erfüllen, so könnte man ebenso glau-

Auf der Maulesel-Straßenbahn.

ben, in Amsterdam oder Rotterdam zu sein, oder vielleicht auch im alten New York zur Zeit seiner holländischen Herrlichkeit. Nichts von südlicher Beschaulichkeit, nur Hasten nach Geld und Profit. Aber alles huldigt dem „Cheroot."

Zu beiden Seiten der Lagune erheben sich die ersten steifen alt-holländischen Lagerhäuser in ihrer berühmten tadellosen Sauberkeit. Und

Ein kurioses Eingeborenen-Paar.

nun gar die Wohnhäuser — die sehen genau so aus, als ob sie im alten Holland fein säuberlich in Kisten gepackt, hierher gesandt und wieder aufgesetzt worden wären, ohne daß ein Flecken an sie gekommen wäre!

Und blitzblank sind auch die vielen kleinen Handels-Schoner, welche an den Lagerhäusern entlang und in der großen Lagune schwärmen und auch dem Revoluzzerei-Schmuggler-Geschäft so schwunghaft dienen. Der Schiffsführer, stets ein Holländer, hat eine sehr buntgemischte Bemannung unter sich: Eingeborene aus Barbados, Trinidad, Haiti, Jamaica, halbwilde hünenhafte Schwarze von Martinique usw. Aber ihre weiten Beinkleider wetteifern in ihrer fleckenlosen Reinheit mit der Seite des Schiffes; der holländische Geist beherrscht eben auch sie.

In der Unterhaltung dieser Menschenkinder wird das Spanische, das Französische und das Englische schauderhaft mißhandelt, aber mitunter auch rein gesprochen; und ein so schönes Holländisch, wie im Haag, und allerhand Kauderwelsch tönen durcheinander. Und dieser babylonische Wirrwarr ist auf den Schiffen, auf den Straßen, in den Hotels und so ziemlich überall vernehmbar — höchstens den fashionablen „Geselligkeits-Club" ausgenommen, wo die aristokratischen steiflein-dürr-nüchternen, pergamentgesichtigen Handelsherren, die mit Behagen ihren [illegible] die unverfälschten „Mynheers", kommandieren und ihren [illegible]

In den Ruhestunden.

Pomeranzen-Likör oder auch guten holländischen Gin kneipen, rauchen und spielen.

Doch die General-Sprache von Curassao muß den Lesern noch extra erläutert werden: nämlich das Papiamento. Diese Sprache bildete sich in den früheren Tagen des blühenden Sklavenhandels heraus; an die 40 afrikanischen Dialekte lieferten nebst dem Spanischen und dem Holländischen Brocken dazu. Ursprünglich ein Notbehelf, hat sie das Wesen und die Würde einer regelrechten Sprache erlangt, welche sowohl in den Schulen und in den Geschäftshäusern, wie auf der Straße gesprochen wird und die erste Sprache ist, die der holländische Kolonial-Säugling sozusagen mit der Muttermilch einsaugt.

In allen Schulen von Curassao werden Holländisch, Französisch, Spanisch, Englisch und Papiemento gelehrt und angewendet. Es sei sogleich hinzugefügt, daß diese Schulen weithin, auch auf dem Festlande und bis nach Zentral-Amerika hinauf, in hohem Ansehen stehen, und viele Kinder von auswärts nach Curassao gesandt werden, um die Ausbildung in dessen Schulen zu genießen. Freilich für das spätere Kindesalter ziehen die wohlhabenderen Lateinisch-Amerikaner doch die Pariser Schulen vor.

Die Kirchen lassen an Menge und Mannigfaltigkeit nicht viel zu wünschen übrig; doch wiegen die holländisch-reformierten vor, auch bei den wollköpfigen Eingeborenen, wenigstens in Willemstad selbst.

Hinter den Regierungs-Baulichkeiten erhebt sich die holländische Hauptkirche, welche aus dem Jahre 1769 stammt. Hier finden sich jeden Sonntag die besorgten pergamentgesichtigen, hageren Handelsherren, Schmuggler, Revolutions-Makler und auch die Beamten mit ihren Familien sehr pünktlich ein, singen ihre holländischen Hymnen und hören die Predigt. Vor derselben Kirche wurde seiner Zeit der Gewalthaufen organisiert, welcher den venezolanischen Konsul und dessen Familie angriff, weil die Castrosche Regierung das Schmuggler- und Revoluzzer-Treiben zu stören wagte.

* * *

Ueber die merkwürdigen Verkehrs-Verhältnisse von Willemstad ließe sich noch mancherlei sagen.

Auf den beiden Brücken, welche über den Eingang des Hafens gehen und sich für Fahrzeuge öffnen, besteht eine Uebergangs-Gebühr, die je nach dem Grade der Abnutzung verschieden ist: Wer barfuß geht, hat einen Penny zu entrichten — wer sich aber Schuhwerk leistet, das Doppelte. Die Brücken machen ein gutes Geschäft, da mindestens einmal jeden Tag die eine Hälfte der Stadt die andere besucht. Aber das aristokratische Verkehrsmittel zwischen den beiden Hälften der Stadt ist die Fahrt mit einem Ruderboote, für welche man zehn Cents sich in die Tasche stecken muß. Daneben gibt es auch eine Straßenbahn: zwei elende kleine Rumpelkästen, von je einem Maulesel gezogen.

Handelsladen im Eingeborenen-Viertel.

Es macht einen seltsamen Eindruck, daß die Höfe oder Gärten vieler der entlegeneren holländischen Wohnungen Fontänen aufweisen, die niemals springen: denn das Wasser ist auf dieser regenlosen Insel ein strikter Handels-Artikel und öfter herrscht sogar sehr empfindlicher Mangel daran!

Uebrigens sind mehrere kleinere Nachbar-Inseln, welche zur Kolonie Curassao gehören, nicht so trocken und steinig und ziehen noch allerhand tropische Artikel, ohne das Erdreich importieren zu müssen.